Zeitschrift: Schweizerische pädagogische Zeitschrift
Band: 33 (1923)
Heft: 4

Artikel: Eine neue schweizerische Quelle der "Pädagogischen Provinz" von Goethe
Autor: Jungmann, Karl
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-788425

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

gewisse augenfällige Eigenarten des Kindes Rücksicht nahm. Zu jener oft unglaublich mühsam und tief unter die Bewusstseinsschwelle in die seelische Struktur eines Zöglings eindringenden Arbeit, jener oft vielstündigen Sondierung, die von der analytischen Pädagogik in schweren Fällen gefordert wird, weiss die Geschichte der Pädagogik keine Analogie zu nennen, denn auch die katholische Beichte, die überdies sakramentalen, nicht pädagogischen Zwecken genügen soll, ist von diesem modernen Individualisieren, das auf die unbewussten, daher nicht zu beichtenden Motive und ihre Ursachen dringt, weit entfernt. Und hinzu kommt erst noch, dass die Analyse nicht nach einem festen Schema vor sich geht, sondern in jedem einzelnen Fall durch den Zögling selber in ihrer Richtung bestimmt wird.

Noch deutlicher wird der Gegensatz der neuen Erziehungskunst zum alten Methodismus, der fertige Lehren an das Kind heranträgt, wenn wir den folgenden Grundzug der alten Pädagogik ins Auge fassen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine neue schweizerische Quelle der „Pädagogischen Provinz" von Goethe.

Von Dr. Karl Jungmann, Basel.

I. In den „Wanderjahren" bringt Wilhelm Meister seinen Sohn Felix in die pädagogische Provinz, ein gross angelegtes Landerziehungsheim. Er lässt sich die Einrichtungen zeigen, reist dann nach Italien und spricht auf der Heimreise nochmals in der Anstalt vor, um den Examen beizuwohnen. Die Beschreibung der Anstalt und des Anstaltlebens macht den Eindruck des Phantastischen. Es ist eine kühn hingeworfene Bleistiftskizze, die nur durch Vergleichung mit dem Modell verständlich wird.

In einer Seminararbeit habe ich nachgewiesen, dass sich F. X. Kraus nicht getäuscht hat mit seiner Annahme, Goethe habe dabei das Fellenbergsche Institut in Hofwil bei Bern vorgeschwebt. Es war den Weimarern wohl bekannt, sowohl Karl-August als Goethe. Allerdings, das grossherzogliche „Geheime Haupt- und Staatsarchiv" in Weimar wollte nichts davon wissen, als ich anfragte, ob die Angabe eines Fellenbergbiographen richtig sei, dass zwei Söhne des Grossherzogs die Zweiganstalt für Söhne höherer Stände besucht haben. „Die diesseitigen Staatsarchive, Hausarchiv einbegriffen, weisen überhaupt keine Verbindung des herzoglichen bezüglich grossherzoglichen Hofes mit dem Fellenbergschen Institute nach, das für die Erziehung von Söhnen höherer Stände erst 1808 begründet wurde. Söhne von Karl-August haben ihre Schulzeit in diesem Institute nicht verbracht, so etwas lag unserem Hofe fern. Vielleicht beruht

die ganze Annahme auf Verwechslung mit einem andern sächsischen Hofe." Das Rätsel löste sich, als mir das Fellenbergarchiv zugänglich wurde und bei der Durchsicht der Schülerverzeichnisse von 1817—20 die Namen Karl August und Karl von Heygendorf aus Weimar zu Gesichte kamen: es waren die Söhne der geadelten Schauspielerin Jagemann. Ein Nebenpfad des „herzoglichen bezügl. grossherzoglichen Hofes" verband also Weimar mit Hofwil. Der Grossherzog selbst kam nach Hofwil und weilte mehrere Tage im dortigen „Familienkreise", und Goethe trat brieflich mit Fellenberg in Verbindung, war er doch Taufpate des ältern Knaben, der laut berichtigender Mitteilung im Goethe-Jahrbuch 1808 nicht Karl August, sondern Karl Wolfgang geheissen haben soll. Goethe interessierte sich immer lebhafter für das Fellenbergsche Unternehmen, glaubte er doch da gefunden zu haben, was er bei Pestalozzi umsonst gesucht hatte, wie man in der prächtigen Studie von Muthesius: „Goethe und Pestalozzi" nachlesen kann, und gerade in den Tagen, da ihm durch Fellenbergs Sohn die Hofwiler Tendenzen besonders deutlich „zu Sinn und Seele gebracht" wurden, schrieb er die „pädagogische Provinz" nieder.

Das Hofwiler Institut ist aber nicht das einzige Modell Goethes. Felix, diesen Knaben voll ungezwungener Fröhlichkeit und unbändiger Lebenslust, der sich in Gesellschaft „reitender Grammatiker" wie ein Fohlen herumtummelt, kann man sich nicht in Fellenbergs Anstalt hineindenken, so grosszügig man sie sich auch ausdenken mag. Man hat schon an Goethes Sohn August gedacht, auch an Fritz von Stein. Ihm hat eine andere Gestalt Modell gestanden: der kleine Landolt, der nachmalige Landvogt von Greifensee, den Goethe persönlich kannte und dessen Lebensgeschichte von Hess er eben in den Tagen der Ausarbeitung der „Provinz" las.

Der Zufall erlaubt mir, noch ein drittes Modell aufzudecken, den realen Hintergrund des höchst eigenartigen Abschnittes über die religiös-sittliche Erziehung der Provinzzöglinge. Interessant, auch dieses Modell befand sich in der Schweiz.

Goethes Stellungnahme zum Religionsproblem kommt wohl nirgends deutlicher zur Darstellung, als in diesem Abschnitt. In der Ehrfurcht sieht er die Seele der Religion. Sie ist das Fundament aller Tugenden; sie wendet alles „dem Himmlischen zu; sie allein hält der Egoisterei das Gegengewicht; sie würde, wenn sie durch ein Wunder augenblicklich in allen Menschen hervorträte, die Erde von allen den Übeln heilen, an denen sie gegenwärtig und vielleicht unheilbar krank liegt ... Ce sentiment est le princip de toutes les actions vertueuses; il est le foyer d'une émulation sainte qui agrandit l'existence et qui l'élève " (Goethe zitiert einen französischen Schriftsteller, de Salandy.) Es gibt, heisst es weiter, „eine dreifache Ehrfurcht, die, wenn sie zusammenfliesst und ein Ganzes bildet, erst ihre höchste Kraft und Wirkung erreicht": die Ehrfurcht vor dem was über uns ist, vor dem was uns gleich ist und vor dem was unter uns ist. Dementsprechend gibt es drei bzw. vier Religionen: „Die Religion, welche

auf Ehrfurcht vor dem, was über uns ist, beruht, nennen wir die ethnische; es ist die Religion der Völker und die erste glückliche Abkehr von einer niedern Furcht; alle sogenannten heidnischen Religionen sind von dieser Art, sie mögen übrigens Namen haben, wie sie wollen ... Die zweite Religion, die sich auf jene Ehrfurcht gründet, die wir vor dem haben, was uns gleich ist, nennen wir die philosophische; denn der Philosoph, der sich in die Mitte stellt, muss alles Höhere zu sich herab-, alles Niedere zu sich heraufziehen, und nur in diesem Mittelzustande verdient er den Namen des Weisen." Die auf der Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist, gegründete Religion nennen wir „die christliche, weil sich in ihr eine solche Sinnesart am meisten offenbart; es ist ein Letztes, wozu die Menschheit gelangen konnte und musste." Diese drei Religionen „zusammen bringen die wahre Religion hervor; aus diesen drei Ehrfurchten entspringt die oberste Ehrfurcht, die Ehrfurcht vor sich selbst, und jene entwickeln sich abermals aus dieser, so dass der Mensch zum Höchsten gelangt, was er zu erreichen fähig ist, dass er sich selbst für das Beste halten darf, was Gott und Natur hervorgebracht haben, ja, dass er auf dieser Höhe verweilen kann, ohne durch Dünkel und Selbstheit wieder ins Gemeine gezogen zu werden."

Also auf die Ehrfurcht kommt alles an, „damit der Mensch nach allen Seiten zu ein Mensch" werde, und doch bringt sie niemand mit auf die Welt. „Der Natur ist Furcht wohl gemäss, Ehrfurcht aber nicht; ungern entschliesst sich der Mensch zur Ehrfurcht, oder vielmehr entschliesst sich nie dazu; es ist ein höherer Sinn, der seiner Natur gegeben werden muss, und der sich nur bei besonders Begünstigten aus sich selbst entwickelt, die man auch deswegen von jeher für Heilige, für Götter gehalten." Wie kann nun dem gewöhnlichen Sterblichen dieser Sinn eingegeben, wie können die Kinder zur Ehrfurcht erzogen werden? Drei Mittel gibt es: Jede Ehrfurcht wird „erst als sinnliches Zeichen, dann mit einigem symbolischen Anklang überliefert und zuletzt die oberste Deutung entwickelt." Zu den sinnlichen Zeichen gehören die Grussformen. Die Zöglinge der ersten Religionsstufe müssen beim Grusse den Blick gen Himmel richten und die Arme kreuzweis über die Brust legen. Die Zöglinge, für die die Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist, zum Erlebnis werden soll, richten den Blick zur Erde und verschränken die Arme auf dem Rücken. Unter Unterricht mit einigem symbolischem Anklang haben wir einen die Sinne und das Gefühl fesselnden Anschauungsunterricht zu verstehen. Es gibt hiefür einen besondern, abgeschlossenen Bezirk, in dem alle diese bildlichen Darstellungen der verschiedenen Religionen vereinigt sind. Folgen wir Wilhelm Meister auf seinem Gang durch denselben: Wir „stehen am Tor eines mit hohen Mauern umgebenen Talwaldes; auf ein gegebenes Zeichen eröffnet sich die kleine Pforte, und ein ernster, ansehnlicher Mann" empfängt uns. Wir treten mit ihm in einen „grossen, herrlich grünenden Raum, von Bäumen und Büschen vielerlei Art beschattet", und werden nach herzlicher Begrüssung „durch ein ansehnliches Portal in eine runde oder vielmehr

achteckige Halle" geführt, die mit Gemälden reichlich ausgeschmückt ist. Zu deren Betrachtung wird uns keine Zeit gelassen; sofort gehts seitwärts in eine „Galerie, die, an einer Seite offen, einen geräumigen blumenreichen Garten" umgibt. Unser Auge wird aber von diesem heitern, natürlichen Schmuck abgelenkt durch den Wandschmuck, eine Reihe grosser, prachtvoller Darstellungen aus der Geschichte des jüdischen Volkes. In den Sockeln und Friesen bemerken wir noch kleinere Bilder, „gleichbedeutende und Gleiches deutende Nachrichten" aus der Geschichte anderer Völker. „Was Völkermassen und ihren Gliedern öffentlich begegnet, gehört der Weltgeschichte" und damit auch der Weltreligion an, die als die erste angesehen werden muss. In der zweiten Galerie sehen wir die Religion der Weisen dargestellt, speziell die, „welche Christus lehrte und übte, solange er auf der Erde umherging. Im Leben erscheint er als ein wahrer Philosoph — stosset euch nicht an diesen Ausdruck — als ein Weiser im höchsten Sinne." Hier ist „alles sanfter: Gestalten, Bewegungen, Umgebung und Färbung"; man sieht „weder Taten noch Begebenheiten, sondern Wunder und Gleichnisse", symbolische Darstellungen des inneren, geistigen Lebens. Die Bilderfolge bricht mit dem letzten Abendmahle ab; denn „hier lässt der Weise, wie immer, die Seinigen ganz eigentlich verwaist zurück". In der dritten Galerie befindet sich eine ebenso anschauliche, Herz und Sinn packende Darstellung der eigentlich christlichen Religion, die zur Verehrung „des Widerwärtigen, Verhassten, Fliehenswerten" führt. Wer hat diese erhabene Gesinnung grossartiger offenbart als Christus in den Tagen seines Leidens und Sterbens? Christi Leidensgeschichte bildet deshalb den Gegenstand der Bilder dieser Galerie, die allerdings im Jahre einmal nur geöffnet wird und dann auch nur für die Zöglinge, die die Anstalt verlassen. „Wir ziehen einen Schleier über diese Leiden, eben weil wir sie so hoch verehren. Wir halten es für eine verdammungswürdige Frechheit, jenes Martergerüst und den daran hängenden Heiligen dem Anblick der Sonne auszusetzen, die ihr Angesicht verbarg, als eine ruchlose Welt ihr dies Schauspiel aufdrang, mit diesen tiefen Geheimnissen, in welchen die göttliche Tiefe des Leidens verborgen liegt, zu spielen, zu tändeln, zu verzieren, und nicht eher zu ruhen, bis das Würdigste gemein und abgeschmackt erscheint." Grund genug, uns die Galerie nicht zu öffnen. Ebenso bleibt uns die Vorhalle verschlossen und soll uns verschlossen bleiben bis zu den Examenfeierlichkeiten. „Aber alsdann kommt und vernehmt, was unsere besten Redner über diese Gegenstände öffentlich zu sagen für dienlich halten."

Von einem solchen Tempelbezirk findet sich bei Fellenberg keine Spur. Wohl hatte auch er der religiösen Erziehung volle Aufmerksamkeit geschenkt, sogar eine besondere „Darstellung des religiösen Bildungsganges" geschrieben; wohl hatte auch er das hohe Lied der Ehrfurcht gesungen und drei Religionen unterschieden: die natürliche, wie sie sich im Geschicke der Völker offenbart; die Religion der Weisen, wie sie in der Person Christi am reinsten zur Darstellung kommt, und endlich die christliche Religion mit ihrer Forderung

universeller Liebe.“ Aber von einer auf Gefühlswirkung berechneten bildlichen Darstellung derselben in verschiedenen Tempeln weiss Hofwil nichts, und doch liegt unbedingt gerade darin das charakteristische Moment der Goetheschen Ausführung. Wir begegnen ihr dagegen im Philanthropin zu Marschlins, sehen die Tempelidee in lebhaftesten Farben aus dessen Programmschriften herausleuchten. Die Seele dieser Erziehungsanstalt war Ulysses von Salis, „der vortrefflichste Mann nicht nur seines Geschlechtes, sondern ganz Bündens“. Am klarsten sind die Tendenzen des Unternehmens in dem 1776 erschienenen „Erziehungsplan“ gezeichnet. Für die religiös-sittliche Erziehung wird da als leitendes Prinzip festgestellt, dass es gelte, „die Tugend durch Ausübung zu lehren. Man hat bisher dieses Mittel noch gar nicht versucht. Man hat die Tugend bloss gelehrt, ohne an Übung zu denken. Man hat den Kindern Moral gepredigt und Moral eingebläut; aber man hat nicht zu wissen verlangt, ob das Predigen und Einbläuen auch gefruchtet habe. Und dass ich alles mit einem Worte sage, man hat es mit der moralischen Erziehung gemacht, wie es manche Schulleute mit der Beredsamkeit machen: Tausend Regeln und keine Ausübung.“ Unter den Mitteln, die in Marschlins angewendet werden, um diese „Theorie der Tugend bei den Zöglingen in sinnliches Anschauen und eigene Übung“ zu verwandeln, spielt der philanthropinische Gottesdienst eine Hauptrolle. Er wird anschaulich geschildert: „An der Morgenseite des Schlosses steigt ein hoher Berg in verschiedenen Terrassen majestätisch empor, bis er sich in den Wolken verliert. Auf diesen Terrassen haben wir vier Tempel gestiftet: Einen Tempel der Geschichtshelden, einen Tempel der Weisheit, einen Tempel der Tugend und einen Christustempel. Die ersten drei bestehen aus hohen schattigen Lauben, welche amphitheatralisch angelegt sind. Inwendig herum sind doppelte Reihen von Rasenbänken, davon die innerste niedriger als die äussere ist. Hingegen der Christustempel ist von Holzwerk, auch amphitheatralisch, aber auswendig grün und inwendig weiss angestrichen. Inwendig in der Tiefe des Tempels steht mit goldenen Buchstaben: Jesus Christus. Der Tempel der Geschichtshelden steht auf der niedrigsten Terrasse, und der Christustempel auf der höchsten, wo das Auge die herrlichste Aussicht in das ganze unermessliche Tal hat ... Zu diesen Tempeln zieht bei gutem Wetter das ganze Philanthropin mit allen seinen Lehrern, in Begleitung aller Einwohner des Schlosses und allen Fremden, die uns des Sonntags aus der Nachbarschaft besuchen, alle Sonntage nachmittags um 2 Uhr mit Musik und Gesang. Wir haben zu dieser Feierlichkeit eigene Lieder, meistenteils von Lavater verfertigt, die auf jene Tempel und ihre Absicht unmittelbare Beziehung haben, und nichts als Gottesfreude atmen. Zuerst geht der Zug nach dem Tempel der Geschichtshelden. Musik und Gesang wechseln ... Und dieser Wechsel dauert solange, bis wir auf der ersten Terrasse ankommen. Musik und Gesang sind auf dem Zuge munter und freudenvoll. Sobald wir aber vor den Tempel kommen, wird beides ernster und feierlicher. Nach Endigung des

Tempelliedes tritt ein Lehrer mitten auf den Platz und erzählt, ohne allen Prunk der Beredsamkeit, im Tone des Minnesingers, Proben des Muts, der Entschlossenheit, der Tapferkeit, des Patriotismus usw. aus der Lebensgeschichte irgend eines grossen Mannes, dessen Andenken entweder die hl. Schrift oder die Profangeschichte aufbehalten hat, und den Zuhörern Gefühl für diese Vorzüge einflössen, und ihnen zugleich die grössten Regenten, Staatsmänner, Gesetzgeber, Beschützer des Vaterlandes usw. historisch bekannt machen. Nach der Rede wird ein Abschiedslied gesungen. — Hierauf geht der Zug auf die nämliche Art nach den übrigen Tempeln ... Im Christustempel ist der Direktor Redner. Die vornehmste Absicht seiner Reden geht dahin, überall den Gedanken zu erwecken, dass alle die Vollkommenheiten, die sich bei jenen Tempeln in einzelnen Beispielen zeigen liessen, sich in der Person unsers Jesu vereinigen, so dass wir von ihm die beste Kraft und die herrlichsten Antriebe zur Nachahmung jener Vollkommenheiten erwarten können."

Dies eine Zitat mag genügen. Es zeigt hinlänglich, dass wir es hier mit einer interessanten Parallele zum Tempelbezirk der „pädagogischen Provinz" zu tun haben, und es bleibt nur zu prüfen, ob Goethe sie als Modell benützt hat. Das wird als höchst wahrscheinlich gelten müssen, wenn nachgewiesen werden kann, dass Goethe das Marschlinser Institut kannte. Die Tatsachen mögen sprechen: Der „Erziehungsplan" von Salis ist 1776 auf Subskription hin gedruckt worden. Unter den Frankfurter Subskribenten findet sich „Rath Goethe". — In der Vorrede des Werkes kündet Salis eine Fortsetzung an mit Beiträgen „von grossen Männern unserer Zeit", eine „Sammlung von philanthropinischen Liedern, Schauspielen, sokratischen Gesprächen, moralischen Kupfern, Beschreibungen von besten Spielen und Experimenten." Hiezu hatte Goethe eine Kinderkomödie versprochen, so berichtet wenigstens J. Keller im „Philanthropinum in Marschlins", wobei er auf den Salis-Lavaterschen Briefwechsel verweist. Ich habe diesen durchgesehen (er liegt in der Zürcher Stadtbibliothek), aber keine die Angabe direkt begründende Briefnotiz gefunden. Salis schreibt seinem Freunde nur, dass er um ein philanthropisches Schauspiel von Goethe bitte, und später, dass er auf einen philanthropischen Beitrag von ihm hoffe. Es ist allerdings nicht ausgeschlossen, dass Keller noch anderes Briefmaterial vorgelegen hat, macht er doch auch folgende Angabe, für die sich in diesem Briefwechsel ebenfalls kein Anhaltspunkt findet: „Für die Liedertexte war Lavater in Aussicht genommen, für deren Musik Philipp Christoph Kayser (ein Freund Goethes) aus Frankfurt, damals in Zürich; ... Chodowiecki besorgte die Illustrationen." — Goethe kannte unsern Salis persönlich. Salis hatte auf seiner Dessauerreise im Winter 1774/75 bei Goethe in Frankfurt vorgesprochen und hierauf zwei Briefe von ihm erhalten, wie Seidels Ausgabenbüchlein beweist, am 10. April und am 29. August 1775, also vor und nach Goethes Schweizerreise. Die Briefe selbst scheinen nicht bekannt zu sein. War darin von diesem Beitrag die Rede? — Auch in Weimar stand

Goethe mit Salis brieflich in Verbindung, in den Jahren 1779/80. Veranlassung war Goethes Pflegesohn Peter Im-Baumgarten, der von 1775—77 das Marschlinser Philanthropin besucht hatte. Eine eigenartige Geschichte: Goethes Freund, „Lieutenant Julius von Lindau, lernte im Jahre 1775 bei einer Reise durch die Schweiz einen vaterlosen Knaben von neun bis zehn Jahren, namens Peter Im-Baumgarten, aus Meiringen im Kanton Bern bürtig, kennen, und da er in demselben besondere Fähigkeiten wahrzunehmen glaubte, dessen noch lebende Mutter aber auf seine Erziehung nichts wenden konnte, so erbot er sich, für dessen Erziehung besorgt sein zu wollen, ihn in den Stand zu setzen, sein Brot zu verdienen." Die Mutter willigte ein, und von Lindau übergab den Knaben Ulysses von Salis. Als er bald darauf mit den hessischen Truppen nach Amerika gehen musste, traf er Vorsorge, dass „nach seinem Tode das bei dem Knaben Angefangene nicht verloren gehe." In seinem Testamente setzte er hiefür 2000 sh. aus und empfahl den Knaben „oft und dringend" Goethe. Als im Frühling 1777 das Philanthropin geschlossen wurde, machte Peter „mit einem vertrauten Reisenden den Zug durch die Schweiz" und hielt sich dann an verschiedenen Orten auf, bis ihn Goethe „aus Achtung und Liebe" für seinen Freund zu sich nahm und in seinem Hause selbst für ihn sorgte, „soweit es die Umstände erlaubten". Sein Tagebuch von 1777 berichtet darüber kurz: 12. August: kam Peter an. 23. Oktober: Mit Petern früh beschäftigt. 24. Oktober: früh mit Petern zu schaffen. 25. Oktober: Abends Szene mit Petern. 27. Oktober: früh mit Petern geometrische Possen. 1. November: Peter über das Stelzen L. durch die Stadt gefilzt. Kam der Dubois-Brief an ihn." In einem Briefe vom April 1779, also anderthalb Jahre später, heisst es, dass er nun in Ilmenau die Jägerei erlerne. Nach dem Rechtsgutachten des Weimarischen Rates Eckardt musste Goethe als Vormund des Knaben angesehen werden. Er vermittelte denn auch zwischen dem Testamentsvollstrecker (von Lindau war unterdessen im amerikanischen Unabhängigkeitskriege gefallen) und Salis-Marschlins, der den Pensionsbetrag reklamierte. Diese geschäftliche Angelegenheit bildet den Inhalt des Goethe-Salisschen Briefwechsels der Jahre 1779 und 1780. Das Persönliche klingt aber gelegentlich doch durch, so wenn Goethe am 20. Februar 1780 den Brief mit den Worten schliesst: „Behalten Sie mich in gutem Andenken. Es hat mir sehr leid getan, dass meine letzte Reise in die Schweiz mich nicht in Ihre Gegend geführt hat. Sie hätten gewiss einen Besuch von uns erhalten, wenn die Jahreszeit uns nicht zum Rückzug genötigt hätte." — Dass Goethe unsern Bündner sehr geschätzt hat, beweist auch die Art und Weise, wie er noch 34 Jahre später, im Jahre 1814, seiner gedenkt: Im fünfzehnten Buche von „Dichtung und Wahrheit" zählt er ihn nämlich unter den „bedeutenden Männern" auf, die ihn in Frankfurt besucht haben, und fügt bei: „Von Salis, der in Marschlins die grosse Pensionsanstalt errichtete, ging ebenfalls bei uns vorbei, ein ernster, verständiger Mann, der über die genialisch tolle Lebensweise unserer kleinen Gesellschaft

gar wunderliche Anmerkungen im Stillen wird gemacht haben." Sollte dieser „ernste, verständige Mann" nicht der „ernste ansehnliche Mann" der im Jahre 1820 entstandenen „pädagogischen Provinz" sein? Beweisen lässt sich's nicht; aber die Vermutung ist doch mehr als berechtigt, und ebenso die Annahme, ihm habe bei der Ausführung des Abschnittes über die religiöse Erziehung speziell der Marschlinser Tempelbezirk vorgeschwebt.

II. Die Erziehungsanstalt Marschlins war in weitesten Kreisen bekannt; ja, ihr kam eine Zeitlang eine allgemein eidgenössische Bedeutung zu. Ihre Geschichte hat J. Keller in zwei solid fundierten Arbeiten: „Das rhätische Seminar Haldenstein-Marschlins" und „Das Philanthropinum in Marschlins" niedergelegt. Wir werden damit mitten in die Bestrebungen für staatsbürgerliche Erziehung im 18. Jahrhundert geführt, wozu der Luzerner Staatsmann Franz Urs Balthasar den Anstoss gegeben hatte mit seiner Schrift: „Patriotische Träume eines Eidgenossen, von einem Mittel, die veraltete Eidgenossenschaft wieder zu verjüngen." (1758.) Die Eidgenossenschaft eilt ihrem Untergang entgegen, ruft er aus. „Man kann es ja mit den Händen fühlen, dass wir dem Ende der Freiheit und dem völligen Verfall ganz nahe sind." Wie der „Sturzfall" abgewendet werden kann, lehrt ein Blick in die Geschichte der verschiedenen Völker: die zukünftigen Führer unseres Volkes müssen staatsbürgerlich erzogen werden; in ihnen ist das Gefühl für die wahre Kraft der Eidgenossenschaft zu erwecken. Aus jedem der 13 Orte sollten deshalb zehn Jünglinge in einer besonderen Anstalt für ihre Führeraufgabe erzogen werden. Da sollen sie lernen, „was der Wohlfahrt des Vaterlandes erspriesslich" ist und „in welchen Dingen die wahre Kraft, Saft und Macht der Eidgenossenschaft bestehet". Die Helvetische Gesellschaft fühlte sich als Erbin dieser Anregung Balthasars und beschäftigte sich in den ersten Jahren lebhaft mit ihr. Bodmer schlug an Stelle eines dreijährigen Kurses einen solchen von einigen Monaten vor, da ein kurzes Beisammensein genügen würde, „dass die Sinnesart, das Gemüt, das Temperament des Jünglings eine gewisse Tinktur bis ins Alter" behalte. Als Ort für diese „Helvetische Tischgesellschaft" dachte er sich Baden, dessen Einkünfte für diesen Zweck, also zu Nutz und Frommen des eidgenössischen Volkes, zu verwenden wären. Da aber die „loblichen" Obrigkeiten von Bern und Zürich nicht dafür zu haben waren, schlug er die Gründung einer Privatanstalt durch Ausgabe unverzinslicher Aktien zu 100 Thalern vor. Eine spezielle Kommission wurde mit der Angelegenheit betraut. Ihr gehörten an der Solothurner Dichter Hermann, der Basler Ratsschreiber Iselin, welcher in einer besonderen Schrift bereits schon Basel empfohlen hatte, der Berner Chorschreiber Tschiffeli, welcher „eine Zeitlang sich angeboten hatte, das Projekt auf eigene Faust zu verwirklichen", und der Bündner Salis-Marschlins. Über die Beratungen sind wir nicht ganz genau orientiert. Die Ausführung scheint stillschweigend der bereits bestehenden patriotischen Bildungsanstalt

Haldenstein übertragen worden zu sein, erfreute sie sich doch eines glänzenden Rufes und stand dem Kommissionsmitglied Salis sehr nahe. Ein genialer Erzieher, Martin von Planta, hatte sie im Jahre 1761 gegründet für die höheren Stände Bündens, also zur Heranbildung bündnerischer Führer. Dank den Bestrebungen von Salis wurde jetzt aus der bündnerischen eine eidgenössische patriotische Schule, „eine Schule eidgenössischer Eintracht, eine Quelle der eidgenössischen Freundschaft". Die Helvetische Gesellschaft trat kräftig für das so erweiterte Unternehmen ein. Aus allen Teilen der Schweiz kamen Zöglinge nach Marschlins, unter ihnen z. B. Cäsar Laharpe. Die Schülerzahl wuchs derart, dass Platz geschaffen werden musste. Da sich die bauliche Erweiterung des Haldensteiner Schlosses als untunlich erwies, stellte Salis sein Schloss Marschlins zur Verfügung, so dass sich die Zöglinge im Frühling 1771 „aus einem etwas engen Bergungsgebiete in eine überaus schöne freie Umgebung, mitten in Baumgärten und fruchtbaren Fluren, versetzt sahen. " Eine Ringmauer mit einem einzigen Tor umfängt die ganze Anstalt nebst allen dazu gehörenden Gebäuden, und „aussen rings herum sind häufige Spaziergänge und bequeme Plätze vor alle nach den Regeln der Gymnastik der Alten anzuordnende Leibesübungen bereit." Weder Mühe noch Geld soll gespart werden, das Institut immer vollkommener auszubauen.

Da starb im Frühling 1772 die Hauptstütze der Anstalt, der geniale Planta. Salis hatte grosse Mühe, einen Ersatz zu finden. Er dachte zuerst an Basedow, damit er in seinem „mit allerlei Nationen, Talenten und Charakteren bevölkerten Seminario es ein paar Jahre" versuche, „seine Grundsätze und Einschläge in Ausübung zu bringen." Basedow schlug den Antrag aus, gründete eine eigene Anstalt zu Dessau, nannte sie Philanthropin und schlug dafür die Weltwerbetrommel. Auch Salis ging hin und ward begeistert von der Anstalt, und von Basedow. Die beiden umarmten sich, nannten sich Brüder, begeisterten sich zu gemeinsamer Tat am grossen Werk wahrer Menschenbildung und unterschrieben die „Vereinigung zweier pädagogischer Philanthropine in Anhalt-Dessau und in Graubünden". Salis sollte von Basedow methodisch vorgebildete Unterlehrer erhalten und einen Aufseher, „der auch die Pädagogik genug kennt, um darin so, wie Basedow selbst, öffentlich Unterricht geben zu können." Dieser Aufseher oder Basedow-Ersatz ward K. F. Bahrdt, Professor in Giessen. Am 26. Mai 1775 kam er in Marschlins an, um die bereits eingeleitete Umwandlung der Anstalt in ein Philanthropin durchzuführen. Mitte Juli lag bereits „die erste Nachricht von dem ersten wirklichen Philanthropin in Marschlins" im Manuskript vor. In der nächsten Veröffentlichung wurde das dreitägige Einweihungsfest geschildert, und im folgenden Frühling erschien der „Erziehungsplan".

In diesen Schriften laufen zwei pädagogische Ideengänge zusammen, von geschickter Hand zum erfreulichen Gesamtbild verflochten: der Basedowische und der Marschlinische. Dass Planta

und Salis als Schöpfer dieses letztern angesehen werden müssen, daran ist nicht zu zweifeln, wenn man auch noch nicht klar erkennt, welcher Anteil dem einzelnen zukommt. Eines steht fest: Nach Plantas Tode ruhte das Unternehmen vollständig auf den Schultern von Salis. Seine Absichten waren die besten; zudem hatte er ein offenes Ohr für die Ratschläge seiner Freunde und Bekannten. So kam es, dass auch Iselinsche Gedanken in Marschlins fruchtbaren Boden fanden, zu denen neben der Forderung stärkster Betonung der musikalischen Erziehung die Tempelidee gehört, die uns vor allem interessiert.

Auf der Rückreise von Dessau hatte Salis bei Freund Iselin vorgesprochen, ihn mit seinem neuen Plane vertraut gemacht und ihn gebeten, zu dessen Gunsten das Wort ergreifen zu wollen. Der begeisterte und bedeutendste schweizerische Basedowapostel Iselin entsprach dem Wunsche sehr gerne. Er legte seine „Gedanken oder vielmehr Empfindungen" in einem für die Öffentlichkeit bestimmten „Schreiben über die Philanthropine in Dessau und in Graubünden" nieder. „Ich sehe," heisst es da, „in einer unbeschreiblichen Freude viele Wünsche zur Wirklichkeit gelangen, die ich ehemals nur schüchtern gewagt hatte, und weit vollkommener, als ich sie denken durfte und konnte." Und, vom Fluge der Gedanken beherrscht, nimmt er den Balthasarschen Vorschlag in seiner ursprünglichen Form wieder auf und entwirft den detaillierten Plan einer an das Marschlinser Philanthropin sich anschliessenden „patriotischen Akademie" in Basel, d. h. für Philanthropinisten, die ihr „Leben dem obrigkeitlichen Stande heiligen oder ihre Tage in einem ruhigen Privatleben mit Besorgung ihrer Güter und ihrer Mittel verbringen wollen." Nichts konnte Salis angenehmer sein; um so geneigter fand er sich auch zur Ausführung der Iselinschen Anregungen und positiven Vorschläge für die Ausgestaltung des Philanthropins. Iselin wandte sich gegen den Kleiderunterschied der Dessauer Philanthropinisten; in Marschlins sah man davon ab. Er wandte sich mit demselben Erfolge gegen die Durchführung von Standes- und Reichtumstagen und entwarf dann das Bild einer jährlich wiederkehrenden Feierlichkeit mit Preisverteilung in einem Tempel der Tugend. Der „müsste mit den Bildern der Antonine, der Sokraten, der Titus, der Aristiden, der Platonen, der Heinrich der vierten, der Sully, der Nikolaus von der Flüe und anderer Tugendhaften der alten und der neuen Zeiten ausgeziert werden ... Die Schilderungen grosser Taten müssten mit den Bildern der grossen Männer vermischt sein ... In dem Vorzimmer des Tempels der Tugend oder in einem minder ansehnlichen Nebenzimmer derselben wollte ich den Tempel des Ruhmes errichten. Hier müssten die Bilder und die Taten von Helden und von grossen Fürsten zu sehen sein, deren Tugend durch Eigennutz, durch Ruhmsucht oder durch grosse Fehler entziert worden ist. Hier würde ich die Themistokles, die Lykurgen, die Alexander, die Cäsar, die Constantine, die Juliane, die Ludwig XIV., die Colberts usw. aufstellen; hier könnten einige merkwürdige Schlachten und einige Tyrannenmorde Platz finden.

Aber sorgfältig müsste der Jugend erklärt werden, warum diesen Männern und diesen Handlungen keine Stellen in dem Tempel der Tugend angewiesen werden" usw. Die Tempelfeierlichkeit wäre mit gottesdienstlichen Handlungen einzuleiten, denen Angehörige aller Konfessionen beiwohnen können, und „mit anständigen und geschmackvollen Ergötzlichkeiten" abzuschliessen.

Was die Marschlinser aus diesem Vorschlag machten, haben wir gesehen. Sie verheimlichten es auch nicht, dass er von Iselin stammt, im Gegenteil. Sie verkündeten laut, dass sie „die grosse Idee des Herrn Iselin" von den Tempeln der Tugend, der Künste, der Gelehrsamkeit, der Tapferkeit, der Religion, in Marschlins bereits benützt und vervollkommnet" hätten. Bei dieser Übertragung in die Praxis hat sie zwar einen religiösen Anstrich erhalten, aber gerade in dieser Form findet sie sich bei Goethe, so dass die historische Linie lautet: Iselin—Salis—Goethe.

Die Stephansburg, kantonale Beobachtungsstation für Kinder in Zürich.

(Ärztlicher Leiter: Prof. Dr. med. Hans W. Maier.)

Auf dem Hügel südöstlich des Karthaus-Schulhauses (Riesbach), der eine herrliche Aussicht auf den nahen Zürichsee, die Stadt und in die Alpen bietet, steht zu oberst am Waldrand ein merkwürdiger, grauer Blockbau, dem ein kurzer Turm aufgesetzt ist: Die Stephansburg. Die Chronik[1]) berichtet aber nicht von Rittern, die einst dort oben hausten, sondern sie erzählt uns, dass die Stephansburg anfangs der 30er Jahre des letzten Jahrhunderts als Gasthaus errichtet wurde. Einige Jahrzehnte später, als jenseits des Hügels die Irrenheilanstalt Burghölzli erbaut wurde, erwies sich das Gasthaus durch seine direkte Nachbarschaft zum Anstaltspark als störend, weshalb es vom Kanton angekauft wurde. Seit dem Jahr 1883 wurden in der Stephansburg mangels anderer Verwendung eine Anzahl ruhige, meist ältere Patientinnen untergebracht, die dort ein beschauliches Dasein führten, aber kaum die herrliche Lage zu geniessen imstande waren. Professor Bleuler beantragte im Namen der Direktion der Anstalt Burghölzli im Jahr 1920 bei den kantonalen Behörden, in diesem Gebäude provisorisch eine Station zur Beobachtung und Behandlung psychisch oder nervös kranker Kinder einzurichten. Die Behörden zeigten verständnisvolles Entgegenkommen und noch im gleichen Jahr bewilligte der Kantonsrat den Kredit für den nötigen Umbau. Am 6. Juli 1921 konnte das im Jnnern umgebaute Haus dem Betrieb übergeben werden.

Das Bedürfnis nach einer solchen Kinderstation war unmittel-

[1]) Die geschichtlichen Daten sind dem von Prof. Maier verfassten Aufsatz über die Kinderstation (Jahresbericht 1919/20 des zürch. Hülfsvereins für Geisteskranke) entnommen, an den ich mich auch sonst stark halte.